

Zeitung des Judenthums.

Ein

unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse.

Herausgegeben von

Rabbiner Dr. Ludwig Philippson in Bonn.

Leipzig, den 23. März 1869.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich einmal Dienstags, in 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Bogen. Preis des Jahrgangs 4 Thlr. Halbjährig 2 Thlr. Vierteljährig 1 Thlr. Inserate werden mit 1 $\frac{1}{2}$ Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum berechnet. Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen an; der Haupt-Expedition für beide Legtere hat sich das königl. Sächsl. Haupt-Zeitungs-Bureau unterzogen.

Inhalt.

Leitende Artikel: Unsere neuesten Gegner. — Zur Synodalversammlung. VII.

Zeitungs- und Nachrichten: Deutschland: Berlin, Bonn, Leipzig, Nürnberg. Oesterreichischer Kaiserstaat: Wien. Belgien: Brüssel. Schweiz: St. Gallen.

Feuilleton-Beilage: Religionsphilosophisches. — Eine amerikanische Synagoge. — Curiosa. — Historische Notizen.

Leitende Artikel.

Bonn, 14. März.

Unsere neuesten Gegner.

Wer geglaubt hätte, daß mit der Erlangung der Gleichberechtigung unsere Gegnerschaft aufhören und es uns Juden gestattet sein würde, vom politischen Kampfsplatz der Menschenwelt abzutreten, um unsere ganze Kraft im Schatten der politischen Vergessenheit auf unsere innere Arbeit wenden zu können, der hätte sich getäuscht. Es liegt dies nicht in der Natur der Menschen. Sie können es nicht verwinden, wenn in der Gesellschaft und im Staate eine große oder kleinere Gestalt wider ihre An- und Absicht ausgeführt worden, und suchen jene entweder wieder in Frage zu stellen, zu verkümmern und abzuschwächen, oder, wenn sie dies nicht vermögen und ihre Ohnmacht einsehen, wollen sie sich wenigstens rächen. Noch weniger aber wird uns eine

ruhige Entwicklung auf dem geistigen Gebiete gewährt. Von theologischer Seite hat dies Niemand erwartet; der Kampf ist hier noch lange nicht zu Ende, und ist selbst ein bedeutendes Mittel der Entwicklung. Aber auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, wo eigentlich nicht die Gesamtheit der Juden als solche, sondern nur der Einzelne Stellung und Geltung haben kann, zerrt man uns immer wieder auf den Kampfplatz, freilich am liebsten, um uns als Prügelknaben zu benutzen. Indes so wenig wir dies stillschweigend hinnehmen dürfen, so wenig schadet es doch. Es erhält das Blut frisch, und bringt gerade das hervor, was unsere Gegner mit Ueberschätzung oder Uebertreibung zum Gegenstande ihres Angriffs machen, und was unter diesen Umständen noch immer Werth hat, nämlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit aus der Solidarität des Schicksals, das man uns bereitet.

In jüngster Zeit traten als unsere Gegner zwei Männer auf, deren Namen immerhin von Klang: Robert von Mohl und Richard Wagner. Doch fürchten wir uns nicht; die Erzeugnisse ihrer Feindschaft zu bestreiten, ist nicht schwer, denn, um es kurz zu sagen, das eine ist das Werk des Schwachsinns und das andere des Blödsinns.

Wer deutsche Universitäten besucht, und sich den Heroen derselben nähert, wird oft von sehr unangenehmer Enttäuschung betroffen. Aeltere Männer, welche früher sich bedeutende Verdienste erworben und deren Namen deshalb mit Ehren genannt werden, findet er zurückgeblieben, veraltet, aber mit voller Prätension, den Markt

der Wissenschaft und des Lebens noch immer beherrschen zu wollen. Er zuckt die Achseln und wendet sich mit Bedauern ab. Aber es ist einmal so, und gerade in Wissenschaften, welche eine lebhaftere Fortbildung erfahren, ist es wenigen Menschen gegeben, mit ihr gleichen Schrittes auf der Höhe fortzuzuwandeln. Die Wissenschaft ist durch und durch demokratisch; ein Unrecht auf bleibenden Besitz der höchsten oder einer hohen Stellung besteht nicht; es gilt immer höher zu klimmen, und wer stehen bleibt, wird als geschichtliche Station Anerkennung für seine Vergangenheit behalten, auf die Gegenwart aber keine Ansprüche mehr haben. Um seiner lieben Persönlichkeit willen kann die Welt nicht stehen bleiben, und wenn er es erzwingen will, erndtet er Hohn und Verachtung, die seinen früher wohl erworbenen Lorbeer entblättern. Zu diesen gehört Robert v. Mohl.

Mohl hat sich der Gleichstellung der Juden immer widersetzt. Er befand sich auf dem Standpunkte Rottecks. Seitdem sind dreißig Jahre vergangen, und Mohl ist der alte geblieben, trotz oder weil er immer älter wurde. 1848 war er in der deutschen Nationalversammlung der Einzige, der seine Stimme laut gegen die Gleichberechtigung aller Bürger ohne Berücksichtigung der Confession erhob. Er veranlaßte damals die berühmte Improvisation Nießer's, mit welcher alle Gegenstimmen aufhörten, und die von da ab Nießer als einen der glänzendsten Redner auf die Tribüne der Paulskirche berief. Es sind seitdem wieder zwanzig Jahre vergangen, aber Mohl ist der alte geblieben. Freilich ist die Gleichberechtigung seitdem mit Ausnahme einiger östlichen Staaten eine Wirklichkeit geworden, aber das ändert nichts, der alte Professor kennt sich selbst zu gut, um nicht zu wissen, daß die ganze Welt Unrecht, er aber Recht hat, die ganze Welt irrt, er aber unfehlbar ist. Das Eine weiß er, daß er den Lauf der Dinge nicht zu ändern vermag, nun, so ist doch wenigstens die Rache süß. Das ist schlimm, denn dann bewährt sich stets das alte Wort: o si tacuisses!

Robert v. Mohl hat seit 1860 drei sehr dicke Bände „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik“ herausgegeben, deren dritter Band soeben erschienen. Wir überlassen das Studium dieser Volumina den Fachmännern. Dem dritten Bande hat M. einen Anhang hinzugefügt unter der Rubrik „Ubereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespolitik.“ Er polemisiert in einzelnen Capiteln hier gegen die „Judenemancipation,“ die „Abschaffung der Todesstrafe,“ die „Abschaffung der Prü-

gelstrafe,“ gegen das „Verbot des Waffentragens außer dem Dienste“ u. s. w. Wir haben diesen Anhang sorgfältig gelesen, und fanden, daß Mohl das volle Recht hat, in der Einleitung zu diesem Anhang zu sagen, daß es „Theoretiker giebt, welche gar gerne die Wahrheit, die Umsicht und den Patriotismus als ihre Domainen betrachten,“ denn er gehört selbst dazu, und er hat dasselbe Recht, seine Ansichten als „retrograde, freiheitsfeindliche, aristokratische Gesinnungen“ zu bezeichnen — er sagt dies zwar ironisch, aber wie oft entschlüpft der Ironie wider Willen und Absicht die Wahrheit. Der Verfasser hat die Ueberschrift seines Anhangs sehr bezeichnend gewählt, nur daß er mit „Unbedachtes und Unfertiges“ seine eigenen Auslassungen noch weit mehr charakterisirt als die Behandlung der betreffenden Gegenstände in der Tagespolitik. Wir wollen ein Beispiel anführen. Das erste Capitel ist überschrieben: „Ein neues Corpus Evangelicorum.“ Er schildert darin sehr treffend die immerfort anwachsende Stärke der Hierarchie in der katholischen Kirche und deren Un- und Eingriffe in die staatliche Gewalt. Aber zur Bekämpfung derselben fordert er einen staatlich geordneten Bund der protestantischen Staaten, um mit vereinter Kraft, wenn in einem einzelnen Staate eine katholische Opposition entsteht, dieselbe zu bekämpfen und niederzuwerfen. Preußen soll der Vorort dieses evangelischen Bundes sein. Wenn dieser Vorschlag des H. Mohl nichts Unbedachtes, Unfertiges und Ubereiltes ist, so müssen wir auf das Verständniß dieser Wörter verzichten. Wer sieht nicht ein, daß durch einen solchen Bund sofort ein Gegenbund der katholischen Staaten hervorgerufen, die kirchlich staatlichen Angelegenheiten zu politischen werden, die Spaltung in Deutschland verewigt und der Religionskrieg von Neuem angezündet werden würde? Wer sieht nicht ein, daß jene kirchlich-staatlichen Fragen nur die innere Verwaltung des Staates betreffen, wie Ehe-rechts- und Schulfragen, und daß über solche Angelegenheiten nur die eigene Regierung auf Grund der constitutionell beschlossenen Gesetze zu verfahren hat? Es würde also von vornherein ein Eingriff in die innere Verwaltung der Staaten von Außen her stattfinden. Doch wir verzichten darauf, die durchaus „unfertigen“ Gründe zu prüfen, welche der Herr v. Mohl für die Prügelstrafe, das Waffentragen außer dem Dienste — es geschieht ihm nämlich nicht oft genug Unheil aus diesem Waffentragen seitens der Soldaten — für die Todesstrafe u. s. w. vorträgt. Einige der

behandelten Objecte unterliegen allerdings noch sehr der Discussion; aber was der Verf. darüber sagt, würde nur einen sehr feichten Zeitungsartikel abgeben. Wenden wir uns zu seiner „Judenemancipation.“

Der Verf. beginnt mit einer Aufzählung der Be-
drückungen, unter welchen die Juden geseufzt, und der
Rechte, die sie erlangt haben. Es ist so recht charak-
teristisch für den Groll des alten Mannes, daß er die
ersteren viel zu wenig aufführt, die letzteren dagegen
geradezu übertreibt. Er spricht von „Häuptern,“ die
wir nicht haben, welche mit den höchsten Orden ge-
schmückt sind, die kein Jude hat, von der Ueberfüllung
der medicinischen und advokatorischen Praxis, von der
wir noch nichts gehört haben. Dabei macht er sich
des Irrthums schuldig, daß die Veränderung dieser
Situation seit einem „Menschenalter“ begonnen habe.
Sein Scharfblick sah dabei wohl nicht über die Grenzen
seines engsten Vaterländchens hinaus, sonst hätte er be-
dacht, daß diese Veränderung und zwar vollständig, sich
in einigen Hauptländern der Cultur von 1786, 1793
und 1795 her datirt, also bereits beinahe drei Men-
schenalter befaßt. Aber über solche Kleinigkeiten hadern
wir mit dem Vertheidiger der Prügelstrafe nicht. Seine
zwei Hauptargumente sind: die doppelte Nationalität
der Juden und die Scheu derselben vor schwerer Arbeit.
Man sieht, das Verdienst der Neuheit haben sie nicht.
Indeß gestehen wir dem gelehrten Professor doch zu,
daß er einen Schritt vor den Feudalen voraus hat.
Diese sprechen den Juden nur eine Nationalität, die
jüdische, zu, Mohl ertheilt ihnen eine doppelte, die
deutsche, französische, englische u. s. w. und die jüdische.
Aber er macht diesen Fehler gleich wieder gut, denn er
meint, die jüdische walte überall in dem Juden vor, und
erst in zweiter Linie komme ihm die vaterländische zu.
Mit derartigen Behauptungen läßt sich theoretisch nicht
streiten, da sie nichts als die Natur einer Behauptung
an sich tragen. Wir können nur die Frage aufwerfen:
welche Thatsachen habt Ihr anzuführen, um zu be-
weisen, daß die Juden aus ihrer von Euch so betonten
jüdischen Nationalität heraus etwas gegen ihr Vater-
land gethan, oder eine Pflicht gegen dasselbe unterlassen
haben? Wir geben euch zur Beantwortung dieser
Frage nicht bloß den Raum eines, sondern der drei
Menschenalter, in welchen die Juden zwar in Amerika,
Frankreich und Holland, nicht aber in deutschen Staaten
emancipirt waren! Könnt ihr keine Thatsache anführen,
so gehört Eure Behauptung in das Reich der Fabeln,

der feindseligen Täuschungen, mit denen Ihr die großen
Principien des modernen Staates verfälschen wollt.
Eine Thatsache will ich nur gegen Euch anführen, die,
weil sie klein, nur um so schlagender. Als wir zur
Errichtung eines Denkmals, d. h. keines steinernen, für
Gabriel Nieser sammelten, für diesen um die Glaubens-
freiheit und darum um die Juden aller Welt so hoch-
verdienten Mann, verweigerten die dänischen Juden
jede Beisteuer, weil Nieser für das deutsche Recht der
Herzogthümer gegen die Dänen einmal geschrieben hatte.
Stand da etwa der Jude dem Dänen, oder der Däne
dem Juden voran? Allerdings hat der Herr Professor
einen schlagenden Beweis zur Hand, das ist ihm der
Sprachgebrauch, der nicht „jüdischer Deutscher,“ sondern
„deutscher Jude“ sage. Wir könnten entgegnen, daß
dieser, wie jeder Sprachgebrauch, aus alter Zeit her-
rühre und vom Vorurtheile, nicht aber von Juden ge-
macht sei. Allein das brauchen wir nicht, wir können
den Herrn Mohl einfach fragen, ob man im Sprach-
gebrauch ein „katholischer Deutscher,“ ein „protestan-
tischer Deutscher,“ oder vielmehr ein „deutscher Katholik,“
ein „deutscher Protestant“ sagt? Und dies ist auch
ganz recht, denn indem man von allen solchen spricht,
hat man im Augenblicke mehr die Confession, als die
Nation im Auge, man spricht von religiösen und kirch-
lichen Beziehungen, und die Nationalbezeichnung ist erst
das zweite Moment. Was zieht aber nun der Verf.
aus seiner Anschulldigung für Folgen? Er ist so freund-
lich, uns deshalb keinen „Abzug an den Menschen- und
gewöhnlichen Bürgerrechten machen zu wollen.“ Allein
„es giebt Functionen im Staatsleben, welche ein unge-
theiltes vaterländisches Gefühl und ein einheitliches In-
teresse an dem deutschen Wesen und Staate fordern,
welche den ganzen und nicht bloß den halben Mann
verlangen, bei welchem schon ein Mißtrauen in die
nationale Richtung ein Unglück ist. Aufgaben dieser
Art sollten aber nur Männern anvertraut sein, welche
bloß Deutsche sind.“ Wir fragen natürlich, welche
sind diese Functionen und Aufgaben? Darüber läßt
uns der Herr Professor im Dunkel, denn da er vorher uns
„von der Bekleidung öffentlicher Aemter auszuschließen
keinen durchschlagenden Grund sieht,“ so bleibt er allen
Lesern die Bestimmung schuldig, von welchen wir wirk-
lich auszuschließen seien. Man sieht, er ist noch „un-
fertig“ damit. — Die Rechtfertigung seiner Ansicht,
den Polen in Preußen, den gemischten Bevölkerungen
in Oesterreich gegenüber, ist so einseitig und hinfällig,

daß wir sie übergehen können, so entscheidend diese Momente für die ganze Frage auch wären.

Sein zweites Argument holt Herr Mohl daraus hervor, daß die Zahl der Ackerbauer und Handwerker unter den Juden noch immer sehr gering sei, daß sie sich noch immer vorzugsweise dem Handel, den Wissenschaften und Künsten und dem Literatenthum zuwenden. Was die erstere betrifft, so liegt es auf der Hand, daß eine Bevölkerung, die funfzehn Jahrhunderte von Grundbesitz und Handwerk ausgeschlossen war, in „einem Menschenalter“ sich nicht gleich in ihrer Mehrheit auf Ackerbau und Handwerk werfen kann, und thäten sie es, würde H. Mohl einer der Ersten sein, der über „schädliche Ueberfüllung“ einen Schmerzensschrei ausstoßen würde. In Ländern, wo ihnen beides nicht verboten war, haben sie beides stets betrieben, und H. Mohl könnte in Amsterdam eine Concurrnz der Lastträger, und in Podolien eine Concurrnz der Steinklopfer seitens der Juden finden. Er könnte sich auch aus den statistischen Tabellen überzeugen, daß z. B. in Preußen und Oesterreich die Zahl der jüdischen Handwerker, in Ungarn der jüdischen Ackerbauer in starker Zunahme ist. Aber wir wollen ja nicht mit ihm rechten, sondern nur das „Unfertige“ der Mohl'schen Weisheit zeigen. Denn was zieht denn diese für einen Schluß aus seiner Behauptung? Keinen anderen, als daß nach dem Muster der früheren Gesetzgebung in Württemberg und Bayern den jüdischen Hausirern und Schacherern die höheren politischen Rechte versagt werden sollen! Was heißt das? Ein jüdischer Hausirer soll kein Minister, ein jüdischer Schacherer kein Bürgermeister oder Abgeordneter werden — denn das sind doch die höheren politischen Rechte — — o Professoreweisheit, wie harmlos ist deine Gegnerschaft geworden! Sie bedarf in der That keiner Widerlegung; hier macht es wirklich nur der Name, nicht der Inhalt, der zu einer Besprechung auffordert.

Von dem deutschen Gelehrten gehen wir zu dem deutschen Componisten über.

In diesen Tagen erschien eine Broschüre, deren Inhalt uns, wie gewiß die Mehrzahl ihrer Leser, in den zweifelhaften Seelenzustand versetzt, ob man mehr lachen solle über die Narrheit und Verkehrtheit, oder sich mehr betrüben möge über die Bosheit und den Wahnsinn — denn unstreitig haben alle diese Beschaffenheiten des Geistes bei der vorliegenden Mißgeburt geholfen. Sie führt den Titel: „Das Judenthum in der Mu-

sit von Richard Wagner“ (Leipzig 1869). Um den Gegenstand derselben kurz zu charakterisiren, so besteht er darin: Richard Wagner schreibt das Mißfallen und die Theilnahmlosigkeit, welche seine neueren Opern in der gesammten gebildeten Welt finden, ganz allein einer organisirten Machination der Juden zu, und findet die Ursache für diese wieder in einem Aufsatz unter gleicher Ueberschrift, den er 1850 in einer Leipziger musikalischen Zeitschrift veröffentlicht hat, und welcher die Juden so geärgert habe, daß sie sich zu seinem Untergange verschworen. Er läßt nun jenen Aufsatz noch einmal abdrucken, und fügt seine weiteren Enthüllungen über dieses entsetzliche Complot hinzu. So weit wäre die Sache lächerlich, und man könnte glauben, daß Wagner an einer Monomanie leide, für welche er kaum verantwortlich sei; um so mehr könnte man dies vermuthen, da der Mann auch in anderen Beziehungen, z. B. in seiner Selbstvergötterung, in seinen Ansprüchen auf die unumschränkte Alleinherrschaft in der musikalischen Welt, bereits als ein Maniacus erschienen ist, und Viele an sogenannten Größenwahnsinn dachten. Aber er benutzt dies nun, um die Juden dermaßen in dem scheußlichsten sittlichen, intellectuellen und materiellen Zustande zu schildern, und verräth dabei so gemeine Triebfedern und Leidenschaften, daß man dennoch eine sorgfältige schlaue Berechnung und eine Boshaftigkeit darin erkennen muß, welche eine bloße fixe Idee, wie sie bei größeren Männern als Herr Richard Wagner ist, z. B. bei Rousseau, der sich stets von Feinden umringt und verfolgt glaubte, vorgekommen ist, ausschließen. Indes ist diese Frage nicht von uns zu entscheiden; sehen wir vorläufig Herrn R. W. noch als einen seines Verstandes mächtigen Mann an, und forschen wir zunächst nach den Ursachen und nach dem Verlaufe dieses ganzen Vorganges.

Herr Richard Wagner sieht mit ebenso vielem Erstaunen wie Kummer, daß seine neuesten Opern: die „Meistersinger“, die „Nibelungen“, „Tristan und Isolde“ eine allgemeine Gleichgültigkeit bei dem Publicum, einen allgemeinen Widerspruch bei den Fachmännern, sowohl Aesthetikern als Musikern, und eine allgemeine Ablehnung, dieselben aufzuführen bei den Theaterdirectionen gefunden haben; er bemerkt ferner, daß selbst seine frühere Oper „Lohengrin“ nicht mehr gegeben wird, und der Beifall, den sein „Tannhäuser“ Anfangs erworben hatte, sich sehr abgeschwächt hat. Daß ihm dies Kummer macht, ist natürlich; aber es ruft auch sein Erstaunen,

seine Entrüstung hervor, da er sich ja bewußt ist, der größte Componist aller Zeiten zu sein, vor welchem alle früheren wie Schemen verschwinden oder nur als Vorläufer gelten können, da er sich als gottberufenen Propheten der Musik für alle Zukunft fühlt, dessen erste Verkündigung die ganze Welt überwinden mußte, vor dessen Schöpfungen jedes Knie sich beugen sollte. Da also die Ursache jenes Gegentheils nicht in seinen Dichtungen und Compositionen, sondern außerhalb dieser liegen muß, so sieht er nach dieser umher. Da findet er denn, daß auf der Bühne noch immer Meyerbeer einen Platz, in der ganzen musikalischen Welt Felix Mendelssohn eine allgemeine Geltung und Verehrung besitzt, daß alle seine (Wagner's) Versuche, mit Wort und That diese zu verdrängen, gescheitert sind. Beide sind Juden, wenn auch der letztere schon als Christ geboren war. Dies war ihm genug. Als 1849 die Herrschaft der Reaction begann, war es die tägliche Rede aller Reactionären, daß die ganze revolutionäre Bewegung von 1848 von Juden, Polen u. s. w. ausgegangen sei, und es ist seitdem ein sehr beliebter, jetzt aber abgenutzter Kniff der Feudalen und Ultramontanen geblieben, allen Liberalismus den Juden zuzuschreiben und als jüdisch zu bezeichnen, die Presse für in den Händen der Juden befindlich auszugeben, und alle liberalen Zeitschriften „Judenblätter“ zu nennen. Man glaubte hiermit den gesammten Liberalismus dem Volke verächtlich zu machen. Der Republikaner und Aufständler Richard Wagner beschloß, denselben Kniff anzuwenden, und ihn in der musikalischen Welt zu benutzen. Das that er bereits in dem schon gedachten Aufsatz 1850, jedoch ohne allen Erfolg. Jetzt nun, wo er seine Hoffnungen immer mehr zu Grabe gehen sah, wo selbst sein letztes Werk von ungeheuerlichem Umfange, die „Meistersinger“ sofort die vernichtendsten Kritiken erfuhr, wo das Häuflein seiner Verehrer sich immer mehr mindert, wo er nicht bloß im eigenen Innern, sondern auch bei seinen Anhängern der Frage gegenüber steht: woher dieses allgemeine Mißgeschick? wo die Direction der Berliner und Wiener Hofoper die Aufführung seines jüngsten Opus abgelehnt haben — jetzt greift er wie nach einem letzten Rettungsanker nach jenem alten Kunstgriff zurück, und will seinen Anhängern weißmachen, daß jener Aufsatz von 1850 die Juden so geärgert habe, daß sie ein allgemeines Complot gegen ihn gebildet und ihn und alle seine Werke bis zur Vernichtung verfolgten. Da er von seinen Anbetern so viele Gläubigkeit gewohnt

ist, traut er ihr auch diesen unverdaulichen Bissen zu. Also 1850 versuchte Wagner, Mendelssohn und Meyerbeer durch den Kunstgriff, sie seien Juden und durch sie die ganze musikalische Welt verjüdet, zu beseitigen; 1869 versucht er, sein Fiasco durch die Feindschaft der Juden zu erklären.

Begleiten wir den großen musikalischen und dichterischen Heros auf diesem Wege. Fragen wir einfach zuerst: waren durch die ganze Zeit seiner öffentlichen Thätigkeit die Gegner Wagner's Juden, oder war nur ein einziger Jude darunter? Die Antwort lautet: nein! Weder ein Jude, noch ein getaufter Jude, denn beide sind dem R. W. gleichbedeutend. Die meisten seiner Kritiker führt er selbst an — nicht alle, davor hütet er sich, weil sehr gewichtige Namen darunter — und es ist kein einziger Jude darunter. Da finden wir Prof. Otto Jah n, den berühmtesten Musikschriftsteller Deutschlands, Prof. Bischoff, den geistvollen musikalischen Kritiker der Köln. Zeit., Speidel und Schelle, Heinrichs, Adolf Stahr und Robert Franz, Prof. Köstlin, in Vischer's Aesthetik, Eduard Hanslick, den Verfasser über das Musikalisch-Schöne, Julius Fröbel, Prof. Lübke — sie sind alle keine Juden, keine getauften Juden, und sie sind es, welche vernichtende Kritiken nicht bloß über die theoretischen Paradoxen W.'s, sondern auch über seine musikalischen Werke geschrieben haben. Das muß der Herr Wagner doch wissen, und er kann zuletzt doch nicht umhin, zu behaupten, daß die Juden nach seinem Aufsatz von 1850 beschlossen hätten, ihn durch Stillschweigen, durch Ignoriren aus der Welt zu schaffen. Also die Juden schwiegen still, standen aber etwa jene zahlreichen christlichen deutschen Autoren und Kritiker im geheimen Solde der Juden? Das wagt selbst Wagner nicht zu behaupten, und so vermag er mit all seinem Wortschwall und verdreherischen Phrasen nicht eine einzige Thatsache anzuführen, welche jenes Complot, ja auch nur eine Feindschaft der Juden irgendwie bewiese. Oder haben etwa die Juden die Theaterdirectionen bewogen, die Wagner'schen Opern nicht aufzuführen, oder, wenn sie dieselben aufgeführt, bald wieder fallen zu lassen? Stehen etwa die Hofintendanten von Wien und Berlin unter der Herrschaft der Juden? Bei den zahllosen großen und kleinen Theatern Deutschland's hätte doch W. wenn auch nur einen einzigen Fall irgend einer von den Juden angezettelten Intrigue aufdecken können müssen — er kann keinen einzigen Fall

anführen. Jedermann weiß, daß die Theaterdirectionen sich durchaus lediglich nach den Einnahmen ihrer Cassen, d. h. nach dem Besuche ihrer Theater richten. Stücke, zu denen das Publicum strömt, geben sie wieder und immer wieder, und greifen begierig nach dem neuen Werke eines solchen Dichters oder Componisten. Wo aber das Publicum wegbleibt und sich nach einer oder mehreren Vorstellungen verliert, streicht die Direction das Stück vom Repertoire und läßt die neuen Arbeiten desselben Producenten bei Seite liegen. Diesem Gesetze der Nachfrage und des Angebots sind selbst die Hofintendanten unterworfen, die doch Geldopfer nicht zu scheuen haben. Also die letzte Instanz ist stets das Publicum selbst. Und kann nun Jemand, ohne des Wahnmüßes beschuldigt zu werden, behaupten, daß das gesammte deutsche Publicum während mehr als drei Jahrzehenden von den Juden sich beherrschen läßt, um Beifall oder Mißfallen zu empfinden, um anzunehmen oder zu verwerfen, und zwar in einer Kunst, wo am unmittelbarsten die Berührung und Erregung der eigenen Gefühle in jedem Einzelnen schließlich das Urtheil fällt? Kann Jemand nur denken, ohne des gesunden Menschenverstandes verlustig zu sein, daß die außerordentliche Wirkung, die unendliche Wahrheit, die Mächtigkeit und Tiefe, welche Wagner seinen Compositionen zuschreibt, bei dem gesammten deutschen Publicum eindruck- und spurlos vorübergeht, nur weil die Juden es so haben wollen?

Indeß Deutschland ist ja nicht die ganze Welt. Wagner hat auch in Frankreich, hat auch in England Fiasco und noch vollständiger Fiasco gemacht. Alle Versuche des Herrn W., in Paris Fuß zu fassen, scheiterten; das französische Publicum wies die Wagner'sche Musik zurück, und die französische Kritik verurtheilte sie einstimmig. Ist das französische Publicum auch von den Juden beherrscht? Sind die französischen Kritiker auch Juden, oder stehen sie im Solde der Juden? Es liegt uns eben das 2. Januarheft der Revue des deux Mondes vor. In demselben ist eine Charakteristik Rossini's von Henri Blaze, diesem unabhängigen und freisinnigen Kritiker, diesem genauen Kenner deutschen Wesens und deutscher Literatur. Er hat dabei Gelegenheit, einige Blicke auf Wagner zu werfen, und W. mag das Urtheil lesen, das jener über ihn fällt; Herr W. begnügt sich daher über sein Mißgeschick in Paris mit einigen unbedeutenden Phrasen. Diese reichen aber für England nicht einmal aus, und der tiefsinnige Mann

muß dort für einen andern Grund sorgen. Man höre: die Religion der Engländer wurzele mehr im Alten Testament als im Neuen, darum sollen sie für die Mendelssohn'sche Musik Sinn, für die Wagner'sche keinen haben. Die englischen Juden spricht er also von der Feindseligkeit für ihn los, aber das englische Volk ist alttestamentarisch gebildet und deshalb den Juden gleich geartet. Hier ist der Wahnmüß größer als die Bosheit.

Also mit der Feindschaft der Juden als der Ursache für Wagner's Fiasco ist es nichts, garnichts. Sie ist rein erlogen, und W. glaubt entweder selbst nicht daran, oder es erging ihm wie jenem Lügner, der seine Erdichtung so oft und so lange wiederholte, bis er endlich selbst daran glaubte. Blicken wir nun auf die Ursache, welche W. für die jüdische Gegnerschaft seiner Musik angiebt.

(Schluß folgt).

Bur Synodalversammlung. VII.

Es trafen die Zusagen zur Bescheidung der Synodalversammlung ein ferner von den Gemeinden: Dresden, Blieskastel, Heiligenstadt, Consistoire israélite de Belgique zu Brüssel.

Mögen nunmehr alle diejenigen Gemeinden, welche die Synode zu beschicken gesonnen sind, nicht länger zögern, ihre Erklärung einzusenden. Ebenso ersuchen wir die Herren Rabbiner und Gelehrten, die sich daran zu betheiligen gedenken, uns darüber Mittheilung zu machen.

Wir haben an Herrn Rabbiner Dr. S. Adler in New-York am 24. Januar 100 Exemplare des Einladungsschreibens mit der Bitte gesandt, sie an die bedeutendsten Gemeinden Amerika's gelangen zu lassen. Die jüngste Nummer des Hebr. Leader besagt, es seien keine Einladungsschreiben nach Amerika gekommen. Wir hoffen, daß dies nur eine Voraussetzung dieses Blattes ist, daß vielmehr Herr Dr. S. Adler die Exemplare richtig empfangen hat. —

Zeitung des Judenthums.

Ein

unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse.

Herausgegeben von

Rabbiner Dr. Ludwig Philippson in Bonn.

Leipzig, den 30. März 1869.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich einmal Dienstags, in 2 bis 2 1/2 Bogen. Preis des Jahrgangs 1 Thlr. Halbjährig 2 Thlr. Vierteljährig 1 Thlr. Inserate werden mit 1 1/2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum berechnet. Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen an; der Haupt-Expedition für beide Letztere hat sich das Königl. Sächsl. Haupt-Zeitungs-Bureau unterzogen.

Inhalt.

Leitende Artikel: Unsere beiden neuesten Gegner. — Zur Synodalversammlung. VIII. — Literarischer Wochenbericht: Bonn.

Zeitungsnachrichten: Deutschland: Königsberg, Firth, Krotoschin. Oesterreichischer Kaiserstaat: Prag, Krakau, Aus Ungarn, Brünn. Aus Galizien, Schweiz: Aus dem Aargau. Italien: Rom. Großbritannien: London.

Feuilleton-Beilage: Ein Musikant. — Notiz.

Leitende Artikel.

Bonn, 21. März.

Unsere beiden neuesten Gegner.

(Schluß).

Freilich sagt die einfache Logik schon, daß, wenn die Thatsache in das Reich der Fabel und Unwahrheit gehört, auch die Ursache eine Fiction ist. Wenn Richard Wagner die ganze Feindseligkeit der Juden gegen ihn erdichtet, so kann eine solche, da sie gar nicht vorhanden, auch nicht aus seinem 1850 veröffentlichten Aufsatz geflossen sein. Aber dieses ganze Fundament der W.'schen Fictionsen ist auch geradezu lächerlich erdacht. Der Aufsatz W.'s ist in einem wenig verbreiteten und nur Fachmännern zugänglichen Journal erschienen; er mag wohl im Augenblicke am Orte seines Erscheinens böses Blut, doch gewiß noch mehr Lächeln der Verachtung hervorgerufen haben, aber er war schnell vergessen, nirgends ist wieder von ihm die Rede gewesen, und Diejenigen, welche später gegen W. geschrieben, versichern jetzt, daß

sie von der Existenz jenes Aufsatzes gar keine Kunde gehabt. Aber noch mehr. Jener Aufsatz war nicht unter dem Namen W.'s erschienen, sondern war ein Pamphlet mit der Unterschrift „C. Freigedank,“ und der Redacteur Brendel hatte sich verpflichtet, den Namen des Verfassers Niemandem kundzugeben! Wie sollen also die Juden von ganz Europa, von denen kaum einer den Aufsatz gelesen, gewußt haben, daß Richard Wagner gegen sie geschrieben, und gegen diesen eine allgemeine Verschwörung angezettelt haben! Dieses Truggewebe ist zu offenbar, als daß selbst R. W. die Schwächen desselben nicht fühlen mußte, und er greift zu der nichtigen Auskunft: die Juden hätten doch erfahren, daß er der Verfasser sei, und listiger Weise beschlossen gar nicht von dem Artikel zu reden, ihn todtzuschweigen.

So verhält sich das Thatsächliche, was R. W. gegen die Juden vorzubringen hat. Wir wollen übergehen, daß er der Lächerlichkeiten beiläufig noch mehr häuft. Dieselben Juden sollen es sein, welche die Poesien, die Wagner herausgegeben, nicht zur Geltung haben kommen lassen, und zwar wiederum durch Ignoriren; dieselben Juden, welche Franz Liszt's Compositionen außer Credit gebracht, weil er Freund und Anhänger Wagners ist! u. s. w. Aber überlassen wir nun dem edlen Don Quixote der Musik seine Kämpfe gegen die Windmühlen, und sehen wir uns das Object an, welches das einzig Factische in der ganzen Angelegenheit ist, nämlich jenen Aufsatz von 1850 „Das Judenthum in

der Musik," den er jetzt in seiner Broschüre reproducirt. Der Kern desselben ist: Mendelssohn hat allgemeine Anerkennung in der musikalischen Welt, Meyerbeer einen großen Spielraum auf dem Theater erlangt; Wagner tritt auf, hat Anfangs einigen Erfolg, der sich aber bald verliert und durch seine nachfolgenden Opern immer mehr abschwächt, seine Theorie gewinnt nur Gegner, seine Compositionen entmuthigen seine früheren Anhänger und verwandeln diese allmählig zu Gleichgültigen oder selbst Widersachern; gerade in der Geburtsstadt W.'s, in Leipzig, einem durch die Pflege der Musik berühmten Orte, stellt sich dies am unumwundensten heraus. Dies war bereits 1850 entschieden. Aber es war für R. W. empörend, es muß bekämpft, vernichtet werden — Wagner schreibt seinen Aufsatz. Mendelssohn und Meyerbeer sind zufällig von jüdischer Abstammung. Dies ist ein glücklicher Anhaltspunkt. Man kämpft gegen sie als Componisten, und gewinnt ihnen Licht und Wind ab, indem man sie als Juden brandmarkt. Man charakterisirt die Juden als unfähige und scheußliche Mißgeschöpfe, man ruft die germanische und romanische Stammesehre an und speculirt auf Racenfeindschaft und Judenhaß. Meyerbeer hat nichts gethan, als die gelangweilten Zuhörer um ihre Langeweile getäuscht, d. h. ihnen weiß gemacht, daß sie sich amüsiren; Mendelssohn ist bei allem Talent kalt, leer, und hat noch durch seine Zeile seine Hörer zu erwärmen und hinzureißen vermocht. Denn — sie sind Juden, gebildete Juden. Nun wird ein Bild von den „gebildeten Juden“ entworfen. Diese sind Carrikaturen in ihrer leiblichen Beschaffenheit, sie können nicht sprechen, nicht singen, nicht dichten, nicht componiren; sie sind herzlos, haben kein Gefühl und keinen Schwung; sie sind körperlich und geistig verkrüppelt und verkommen. Dies sind die Grundzüge, die R. W. von den Juden und jenen beiden Componisten entwirft, und die er im Detail ausmalt. So erweist er, daß jüdische Componisten gar nichts zu produciren vermögen, weil alle musikalische Composition sich auf das Volkslied gründen muß, und die Juden nichts weiter als ihren Synagogengesang hätten, der nur eine musikalische Carrikatur sei. Aber jenen beiden Juden sei es doch gelungen, die ganze musikalische Welt zu beherrschen, die ganze Zeit nach Beethoven in ihre Gewalt zu bekommen, sie haben die Musik „verjüdet“, die musikalische Welt und besonders Leipzig hat die „Judentaube“ erhalten — das ist das „Judenthum in der Musik.“ — Mendelssohn war schon todt, als R. W.

diesen Aufsatz schrieb, und es sind jetzt wieder zwanzig Jahre seitdem verflossen; dennoch besitzt er dieselbe Anerkennung und Liebe in der ganzen Welt, beim Publicum wie bei den ausübenden Künstlern. Wagner hatte also fünf und zwanzig Jahre Zeit, Mendelssohn zu verdrängen, die Herrschaft der musikalischen Welt sich zu erwerben — er hat sie noch mehr verloren. Meyerbeer ist todt; aber nach jenem Aufsatz, wie nach seinem Tode sind seine Opern noch auf der Schaubühne heimisch; Wagner hatte Zeit, ihn zu verdrängen; die Oper ist verwaist, die Welt lechzt nach einer neuen großen Schöpfung — aber Wagner kommt keinen Schritt weiter, sondern zurück. Wie? sind jene beiden toten Componisten, die nichts Neues mehr schaffen können, und deren Stellen leer sind, noch immer so mächtig, um ihren Betrug fortzuspinnen, und ihre Hörer für ihre Kälte und Leere, für ihre trostlose Nichtigkeit und Nüchternheit zu erwärmen, zu begeistern, und jeden Anderen fern zu halten? Wagner giebt die Hoffnung auf, sie zu vernichten, aber er will sich rächen: er läßt jenen Aufsatz noch einmal drucken und knüpft daran sein schmutziges Spinnwebgewebe von Enthüllungen! . . . Es wäre thöricht von uns, wollten wir den Werth jener beiden Componisten gegen Wagner vertheidigen und sie mit seinen Productionen vergleichen. Wir halten uns rein an das Thatsächliche. Wagner kann nicht einmal den Einwand erheben, daß jeder große Genius, der mit neugearteten Schöpfungen aus dem Dunkel hervortritt, meist lange zu kämpfen hat, ehe seine Zeit ihn begreift und anerkennt, wie es Mozart und Beethoven nicht anders gegangen. Er hat vier Jahrzehende bereits Zeit gehabt, seinen Platz zu erringen; dabei eine Zeit, in welcher er in der That keinen Rivalen gefunden hätte, eine Zeit, die für wirklich große Erzeugnisse zur günstigen Aufnahme gestimmt war. Aber es ist ihm nicht gelungen, weil ihm gerade die Eigenschaften anhangen, die er denen insinuirt, welche er bekämpft, weil er selbst kalt, herzlos und impotent ist, weil seine Dichtung wie seine Musik nichts als Lärmen und Geklingel, nichts als hohler Pathos und noch hohlere Komik ist, und gerade seine theoretischen Ansichten ihm den letzten Rest von Anmuth, Einfachheit, Gefühlswärme und Wahrheit raubten. Aber ist es denn auch wahr, daß Mendelssohn und Meyerbeer, daß also Juden allein die musikalische Welt seit Beethoven ausfüllten und beherrschten? Gab es in Deutschland keinen Carl Maria v. Weber, keinen Spohr, keinen Friedrich Schneider, Schubert,

Schumann, Marschner bis auf Vorking und Flotow? Gab es keinen Rossini, Spontini, Donizetti, Bellini, Verdi? Gab es keinen Boildieu, Auber, Adam u. s. w.? Haben alle diese keinen Platz in der musikalischen Welt, keinen Raum auf dem Theater eingenommen, keinen Character, keine bestimmende Geltung gehabt? Haben sie wirklich nur als unscheinbare Planeten die beiden Juden begleitet, die allein als Sonnen am musikalischen Firmament der ganzen civilisirten Welt leuchteten, und Tag und Nacht bewirkten? Man sieht, diese Fraubasereien des Herrn Richard Wagner, die neuere Musik als allein von den Juden gestaltet und beherrscht darzustellen und ein „Judenthum“ in der Musik“ zu schaffen, sinken vor dem einfachsten Lichtstrahl der Wahrheit und Wirklichkeit in Nichts zusammen.

Noch weniger fühlen wir uns angeregt, die Juden, die modernen, die gebildeten Juden gegen die Carrikaturzeichnungen des Herrn R. W. zu vertheidigen, diese zu widerlegen und ihre Nichtigkeit, ihre Verlogenheit nachzuweisen. Nur die eine Frage wollen wir erheben: wie ist es möglich, daß diese verkrüppelten, verkommnen, herz- und schwunglosen, impotenten Menschen, diese verächtlichen Carrikaturen die allgemeine Herrschaft auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst erlangen konnten, welche ihnen R. W. zuschreibt? Ferner: wirft er hiermit nicht eine wahre Schmach, die ärgste Beschimpfung statt auf die Juden, erst recht auf alle Völker der civilisirten Welt? Wenn die Juden eine solche despotische Herrschaft besitzen und ausüben, wenn sie dabei solche Mißgeburten sind, wie W. sie schildert — was müssen das für Nationen sein, die sich bei ihnen in die Knechtschaft begeben, die ihnen das Scepter in die Hand drücken und den Purpurmantel um die Schultern werfen? Was muß dies für eine germanische und für eine lateinische Race sein, welche sich vor diesen zerstreuten, vereinzelt, verachteten, gehaßten Abkömmlingen eines veralteten semitischen Stämmchens in den Staub werfen, ihre größten Genien wie Wagner, Liszt u. s. w. verdrängen lassen, und jenen überall den Vortritt und die Mittel bieten, um sie zu Slaven ihrer Ohnmacht zu machen? Nein! Richard Wagner hat nicht die Juden beschimpft, er hat die gesammte christliche Welt gebrandmarkt! Seine Hand, die ein vergiftetes Schwert zu führen vermeinte, hat dies nicht in das Herz der Juden, sondern in das der christlichen Welt gesenkt — doch nein, nicht gesenkt, sondern senken wollen! Aber da der Wille des Herrn W. ein vernunftloser, nur von

niedrigen Leidenschaften beherrschter war, so vermochte sein Wille nicht einmal die Haut zu rizen, sondern nur — das Zwerchfell zu erschüttern.

Enden wir. Richard Wagner hat sich selbst den größten Schaden, und den Juden einen großen Nutzen bereitet. Sich selbst einen großen Schaden, denn er hat in Haupt- und Nebenzügen so viel Niedrigkeit seiner Gesinnung und seines Characters aufgedeckt, daß mit Recht ein Kritiker den Schluß zieht: R. W. hat uns den Schlüssel zu seinen Mißerfolgen gegeben, aus solcher Seele konnte nichts Großes und nichts Bedeutendes entstehen. Den Juden aber einen großen Nutzen, denn nach der Uebertreibung von der Bedeutung oder der vorgegeschätzten Herrschaft der Juden in der modernen Welt, welche R. W. zu Tage gebracht hat, wird jede derartige Behauptung fortan lächerlich erscheinen und verstummen. Im Uebrigen können wir Herrn R. W. voraussagen, daß zwar seine Broschüre mehr Lärm machen wird, als damals sein pseudonymer Aufsatz, daß aber auch sie nach vier Wochen vergessen sein wird. Denn sie ist doch nur eine Nuß, die, nachdem man sie zerschlagen, nichts als einen verwesten, widerlichen Kern hat, man wirft Kern und Schale weg — schade selbst um die Mühe, die man sich genommen, sie aufzubrechen!

Bur Synodalversammlung. VIII.

Zu den 38 Gemeinden und 2 Consistorien, welche sich bis jetzt zur Bescheidung der Synode angemeldet haben, kommen fernerhin: die Gemeinden zu Nordhausen, Hamm (Westfalen), Braunschweig, Potsdam, Contra, Netra (bei Eschwege), Bonn.

Wie wir in voriger Nr. voraussetzten, ist unsere Sendung von Exemplaren unseres Einladungsschreibens in New-York angelangt und hat Herr Dr. S. Adler die Vertheilung bewerkstelligt. Wir ersehen dies soeben aus der „Illinois Staatszeitung,“ in welcher ein wohlwollender Bericht über die Synode enthalten ist. Nach einigen Auszügen fügt das Referat folgenden Rathschlag hinzu, den wir der Berücksichtigung nur empfehlen können.

„Da jedenfalls an viele andere jüdische Gemeinden und ihre geistigen Repräsentanten die gleiche Einladung entweder schon ergangen ist oder noch ergehen wird, so ließe sich durch ein gemeinsames Aufbringen der Kosten die Bescheidung wohl in's Werk setzen, ohne die einzel-